

Schein und Sein.

Roman

von **Friedrich Zimmermann.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Kommerzienrath plauderte mehr zu seinem eigenen Vergnügen als zu dem seines Zuhörers, munter fort, während Fritz unterdessen schweigend den aufgetragenen Speisen zusprach.

„Wissen Sie, Doktor,“ meinte der Kommerzienrath endlich, „trinken Sie den Kaffee mit uns. Ich langweile mich in meiner Einsamkeit hier schändlich.“

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung,“ erwiederte Fritz, der inzwischen seine Mahlzeit beendet hatte.

„Sehr schön, also kommen Sie!“ Damit schob der Kommerzienrath seinen Arm unter den des Doktors, Beide verließen den Saal und traten auf den offenen Flur hinaus.

Vor der Thüre des Hotels langte in demselben Augenblicke eine zweispännige Kutsche an, aus der ein junger schlanker Mann gewandt heraussprang und sich dann zurückwendete, um einer Dame beim Aussteigen behilflich zu sein, die im Fond des Wagens saß. Sie erhob sich, klappte den Sonnenschirm zusammen, stützte sich mit der einen Hand leicht auf die Schulter des vor ihr Stehenden und sprang dann mit Anmuth zur Erde.

Schon die hochmoderne, zu einer Gebirgsreise gar nicht passende Toilette war geeignet, Aller Blicke auf die junge Dame zu ziehen, noch mehr aber das pikante Gesicht mit dem koketten Stumpfnäschen und den hellbraunen lebhaften Augen, die sie mit einem übermüthigen, etwas herausfordernden Ausdruck umherschweifen ließ.



Renthier von einem Luchs überfallen. (S. 131)

Während Fritz zur Seite trat, um die Herrschaften vorbeizulassen, begegnete sein Blick dem der jungen Dame, und wie ein Blitz der Freude zuckte es in ihrem Antlitz auf, während Fritz sich leicht verneigte.

Ihr Begleiter bemerkte es und wandte mit finsterer Miene den Kopf zur Seite, allein kaum war er des Kommerzienrathes, der dicht neben Fritz stand, ansichtig geworden, als sein hübsches, aber etwas fades und verlebtes Gesicht deutlich die Spuren peinlicher Ueberraschung zeigte. Er faßte sich jedoch schnell.

„Ah, Herr Kommerzienrath,“ sagte er mit affektirter Freundlichkeit, „sehr erfreut, so angenehme Gesellschaft hier oben zu treffen — habe das kaum zu hoffen gewagt. Darf ich mich nach dem Befinden von Frau Gemahlin erkundigen? Hoffentlich ausgezeichnet. Glaubte Sie übrigens in der Schweiz — Robert sagte mir etwas dergleichen.“

„Wir haben unsere Absichten geändert, Herr v. Kattwitz,“ entgegnete der Kommerzienrath, den jungen Mann mit spöttischem Augenzwinkern fixirend. „Sie werden doch länger hier oben verweilen, meine Frau wäre untröstlich, Herr Baron, wenn Sie wieder abreisten, ohne sie begrüßt zu haben. Doch die Herren erlauben wohl, daß ich Sie mit einander bekannt mache: Herr Doktor

Weller, Arzt — Herr Lieutenant Baron Wolf v. Kattwitz."

„Sehr erfreut," murmelte der Baron, sich verbeugend, ohne daß es ihm gelang, seinen Aerger über diese unvermuthete Begegnung zu verbergen. Seine Begleiterin schien er vergessen zu haben, vielleicht hoffte er, sie habe sich schon in das Innere des Hauses begeben. Zu seiner größten Bestürzung fand er sich darin getäuscht.

„Ach, Herr Doktor," wandte sich die junge Dame plötzlich an Fritz, „nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, wenn ich mir diesen glücklichen Zufall zu Nutze mache und Ihren Rath in Anspruch nehme. Diese rauhe Gebirgsluft hat mir schon einen Katarrh zugezogen."

Der Baron biß sich auf die Lippe und eine leichte Röthe huschte über sein verlebtes Gesicht.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, liebe Irma daß ich vergaß —" stotterte er, „hoffentlich läßt sich meine Ungeschicklichkeit noch gut machen. Herr Kommerzienrath Bach, Herr Doktor Weller — meine Cousine, Frau v. Born — ich hatte das unverhoffte Glück, dieselbe in Wernigerode zu treffen, wo sie sich zur Kur aufhält, und wir entschlossen uns — das heißt, meine verehrte Cousine war so liebenswürdig, sich meine Begleitung zu einer Brockentour gefallen zu lassen." Er athmete auf, wie von einer schweren Last befreit.

„Mein ärztlicher Rath steht der gnädigen Frau jederzeit zu Diensten," sagte Fritz mit einem komischen Zucken der Mundwinkel, auf dem Gesicht der jungen Dame aber kam eine so übermüthige Heiterkeit zum Vorschein, daß der Baron sie ganz betroffen anstarrte.

Eine eifersüchtige Aufwallung prägte sich deutlich auf seinen Zügen aus, und er maß Fritz mit einem hochmüthigen Blicke. Dann wandte er sich mit unverkennbarer Hast an den Kommerzienrath.

„Sie entschuldigen, Herr Kommerzienrath, wenn ich mich schleunigst empfehle. Sie begreifen — hier im Hausflur — fühle außerdem Sehnsucht, den Reisestaub etwas abzuschütteln. Empfehlen Sie mich bestens Ihrer Frau Gemahlin — habe hoffentlich noch im Laufe des Tages die Ehre — komm, liebe Irma.

„Also ich darf auf Ihren Besuch rechnen, Herr Doktor, nicht wahr?" sagte die junge Dame mit Betonung und einem eigenthümlichen Blicke auf Fritz, der dem Baron die Röthe des Zornes in die Wangen trieb. Und während Fritz sich stumm verbeugte, legte sie ihren Arm in den des Barons und stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf.

„Nun, was sagen Sie zu dieser Cousine?" meinte der Kommerzienrath mit einem schlauen Zwinkern der Augen dem Paare nachschauend. „Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß diese Frau Irma v. Born keinen andern Adel besitzt, als den, welchen Schminke und Lampenlicht verleihen. Haben Sie nicht die tödtliche Verlegenheit des Barons bemerkt, als er mich so plötzlich vor sich sah. Es ist ihm unangenehm, natürlich, daß wir hinter seine galanten Abenteuer gekommen sind."

Fritz begnügte sich, stumm mit dem Kopfe zu nicken, er hatte offenbar keine Lust, dieses Thema weiter zu verfolgen. Der Kommerzienrath sprang denn auch schnell auf etwas Anderes über.

„Lassen wir dieses treffliche Paar," meinte er mit leisem Lachen, während er begann, langsam die Treppe zu ersteigen. „Wissen Sie, weshalb ich eigentlich hier bin? Eine putzige Geschichte, sage ich Ihnen. Meine Frau verfiel nämlich auf die Idee, unsere Ida hier zu erwarten, die mit dem Pensionat, in welchem sie sich noch befindet, einen Ausflug nach dem Harze gemacht hat und dem Reiseplane nach heute oder morgen hier eintreffen muß."

„Wär's möglich?" murmelte Fritz, „meine kleine Brockenhexe wäre —"

„Wie meinen Sie?" fragte der Kommerzienrath.

„O nichts, bitte um Verzeihung, der Name Ida erinnerte mich an eine Begebenheit, die — doch fahren Sie fort, Herr Kommerzienrath."

„Sie kennen ja zur Genüge die Krankheitseinbildungen meiner Frau, lieber Doktor. Also — kaum hatten wir unsere Reise nach der Schweiz angetreten, da bekommt meine Frau plötzlich wieder einen ihrer Anfälle. Allerlei Beängstigungen steigen ihr auf, sie fürchtet sich, die Reise fortzusetzen, genug, macht mir den Kopf so heiß, daß ich nicht mehr aus noch ein wußte. Unsere Absicht war gewesen, Ida erst im Herbst aus der Pension zu nehmen, aber meine Frau meinte nun, auf ein paar Monate käme es ja nicht an, und sie, meine Frau nämlich, wolle wenigstens ihre Tochter bei sich haben, falls sie in der Schweiz umkommen sollte. Widerstand war nutzlos. Wir verließen in Halle den Kurierzug und fuhren hierher. Jetzt liegen wir hier schon drei Tage auf der Lauer mit der Aussicht auf endlose Verlängerung dieses idyllischen Zustandes."

„Es freut mich, Ihnen die Botschaft der Erlösung bringen zu können," versetzte Fritz. „Als ich heute Vormittag durch Schierke kam, traf ich dort ein Mädchenpensionat, das auf dem Weg nach dem Brocken war. Ich vermuthe, es wird dasjenige sein, in welchem sich Ihr Fräulein Tochter befindet."

„Doktor, Sie geben mir das Leben wieder! Jetzt nur schnell zu meiner Frau, ihr die willkommene Botschaft mitzutheilen." Beide waren inzwischen bis zu der Thür des Zimmers gelangt, in welchem der Kommerzienrath logirte und traten jetzt ein.

In der Sophaecke saß die wohlbeleibte Gestalt der Kommerzienräthin, in einen dicken wollenen Plaid gehüllt. Ihre Augen, die durch eine blaue Brille geschützt waren, richteten sich mit dem Ausdruck der Befremdung auf den Eintretenden, als sie jedoch den Doktor erkannte, glitt ein melancholisches Lächeln über ihre bleichen, etwas schlaffen Züge.

„Willkommen, Herr Doktor," sagte sie, Fritz die Hand entgegenstreckend. „Sie hat mir der Himmel gesandt. Sie glauben nicht, was ich hier schon gelitten habe. Meine Nerven sind förmlich zerstört durch das unaufhörliche Geräusch und Thürenklappen, sehe ich nicht sehr schlecht aus? Bitte, fühlen Sie meinen Puls, ich habe entschieden Fieber, auch mein halbseitiger Kopfschmerz plagt mich seit heute früh auf eine unerträgliche Weise." Alle diese Klagen wurden in einem leidenden, gewissermaßen resignirten Tone vorgebracht, als hätte die Patientin schon auf jede Hilfe verzichtet.

Der Kommerzienrath räusperte sich einige Male demonstrativ, zwinkerte Fritz zu und trat an's Fenster. Fritz ließ sich neben der Kommerzienräthin nieder, ergriff die kleine niedliche, noch schöne Hand und blickte der Dame dann mit forschendem Ernst in das Gesicht, dessen gespannter Ausdruck deutlich die ängstliche Erwartung verrieth, mit der sie auf den Ausspruch des Arztes harrte.

„Es freut mich, gnädige Frau, daß mich der Zufall gerade zu einer Zeit hergeführt, wo ich Ihnen von Nutzen sein kann. Wie haben Sie geschlafen seit Ihrer Abreise?"

„Gar nicht, lieber Herr Doktor, ich war so erregt."

„So, und der Appetit?"

„Fünfmal täglich eine volle Mahlzeit und um zehn Uhr Morgens als Frühstück zwei weichgekochte Eier und ein Glas Wein," warf der Kommerzienrath ein.

„Lassen Sie sich nicht irre führen, bester Herr Doktor," bat die Patientin. „Mein Mann hat weder Verständniß für meine Leiden, noch Mitgefühl für mich Arme. Da ich fast gar nichts esse, so muß ich natürlich zahlreichere Mahlzeiten halten als Diejenigen, deren Magen mehr auf einmal vertragen kann. In der That, mein Magen ist völlig ruinirt und trotzdem nehme ich von Woche zu Woche zu. Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor, daß ich an krankhafter Fettsucht leide? Ach, und erst meine Augen — ich kann das Licht gar nicht mehr vertragen. Wenn ich Sie nur gründlich überzeugen könnte, Herr Doktor, welch' ein elendes, krankes Wesen ich bin. Ach, ich fühle wohl, daß mein Körper gänzlich ruinirt ist."

In dieser Weise ging es eine ganze Weile fort, und Fritz, der wohl wußte, daß die eingebildete Kranke keine ärztlichen Anordnungen befolgte, sondern sich nur ausklagen wollte, hütete sich, sie zu unterbrechen. Er wußte, es gab für sie kein besseres Linderungsmittel ihrer Leiden, als eine solche Klagestunde Jemand gegenüber, der sich den Anschein gab, ihr zu glauben.

„Darf man jetzt auch einmal mitreden?" fragte der Kommerzienrath endlich. „Ich möchte gerne meine Botschaft anbringen, die Dich sehr freuen wird, Hannchen!"

„Ach, für mich hat nichts mehr Interesse," klagte die Kranke. „Mein Zustand ist ein hoffnungsloser, ich weiß es, ich bin eine arme, unglückliche Person, und je eher ich sterbe, desto besser."

„Hm, ich denke, es wird Dich doch freuen. Ida kommt, sie ist schon in Schierke. Der Doktor brachte mir die Nachricht."

Die Kommerzienräthin schaute auf und ließ das Taschentuch fallen.

„Ist das wahr, Herr Doktor, haben Sie das liebe Kind gesehen?" Das Gesicht der Kommerzienräthin war plötzlich wie verwandelt und der trostlose Ausdruck gänzlich daraus verschwunden. Selbst ihre Stimme klang heller und Fritz hatte Mühe, alle ihre Fragen zu beantworten, besonders, da er beständig auf der Hut sein mußte, um nicht sein Abenteuer in der Schlucht zu verrathen.

Inzwischen erschien der Kellner mit dem Kaffee und alle Drei nahmen am Tische Platz. Bei der äußerst lebhaften Unterhaltung, die sich jetzt entspann, zeigte es sich, daß die Kommerzienräthin eine äußerst liebenswürdige, feingebildete Dame war, die in Allem, was nicht mit ihrer Krankheitsmanie zusammenhing, ein treffendes Urtheil und einen scharfen Verstand verrieth.

„Leider muß ich auf das Vergnügen verzichten, hier schon die Bekanntschaft Ihres Fräulein Tochter zu machen," sagte Fritz, „meine Zeit ist beschränkt, und ich wandere noch heute Abend nach Wernigerode hinunter. Erlauben Sie daher, daß ich mich jetzt verabschiede."

„So sehen wir uns also in Berlin wieder," sagte der Kommerzienrath.

„Leben Sie wohl, meine Herrschaften. Sie, gnädige Frau, hoffe ich bei der Rückkehr als Genesene zu begrüßen." Damit empfahl sich Fritz und begab sich in sein Zimmer.

Er hatte beabsichtigt, sich nur den Plaid zu holen und dann ein wenig in's Freie hinauszugehen. Aber im Rathe des Schicksals war es anders beschlossen.

Eben schickte er sich zum Gehen an, als es an die Thüre klopfte und der Kellner sein dummpfiffiges Gesicht zeigte.

„Das Fräulein auf Numero 34 läßt den Herrn Doktor bitten, sich freundlichst zu ihr bemühen zu wollen," sagte er.

„Das Fräulein? Welches Fräulein!"

„Nun, die mit dem Herrn Baron ankam, der inzwischen wieder abgereist ist — Sie wissen ja, Herr Doktor."

„So viel ich weiß, ist die Dame eine Frau v. Born."

„Ach Gott," meinte Louis, das eine Auge zusammenkneifend, „Unsereiner weiß das besser. Man hat doch auch Menschenkenntniß erworben. Das Fräulein ist sicher vom Theater, das merkt man ja gleich am Wesen, da steckt keine echte Noblesse drin, und wer, wie Unsereiner, mit wirklichen Gräfinnen und Baronessen verkehrt —"

„Schon gut, Louis. Behalten Sie Ihre Weisheit für sich. Bestellen Sie der Dame, ich stände im Augenblick zu Diensten.

Als der Kellner verschwunden war, kam auf des jungen Arztes Gesicht ein entschiedener Zug von Unmuth zum Ausdruck.

„Also doch!" murmelte er. „Sie hat wirklich die Keckheit, eine Auseinandersetzung herbeiführen zu wollen, nachdem ich sie hier auf einer — einer Vergnügungsfahrt mit diesem Kattwitz überrascht habe. Nun ja, sie ist ja eine Operettensängerin, sie nimmt das nicht so genau!" Er preßte die Lippen fest auf einander, und während plötzlich das holde Kinderantlitz der kleinen Brockenhexe vor ihm auftauchte, erinnerte er sich mit Beschämung, daß er einst, wenn auch auf kurze Zeit, in den Fesseln jener verführerischen Kokette gelegen hatte, die er bei einem Besuche des Karl-Heinrichstädtischen Operetten-Theaters, wo sie allabendlich die größten Triumphe feierte, kennen gelernt. Schon längere Zeit hatte er erkannt, wie wenig die Sängerin seiner werth, aber sich ganz ihren Fesseln zu entwinden war ihm bisher nicht gelungen, denn sie hielt ihn fest mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft, und je mehr sie fühlte, wie er sich von ihr entfernte, desto mehr reizte es sie, ihn wieder in ihr Netz zu ziehen.

„Es muß und soll ein Ende haben," schloß der junge Arzt seine Betrachtungen. „Laß sehen, ob meine beharrliche Kälte nicht endlich den Sieg über ihre Hartnäckigkeit davon trägt. Denn lieben thut sie mich ja doch nicht, würde sie sonst mit einem Kattwitz —"

Er stockte. Eine Regung von Widerwillen stieg in ihm auf.

„Dabei bin ich ihr noch in gewisser Beziehung Dankbarkeit schuldig, denn ich weiß wohl, es ist auf ihre Veranstaltung zurückzuführen, daß ich als Theaterarzt an jener Bühne angestellt wurde, an der sie wirkt. — Aber gleichviel, ich muß sie endlich einmal unzweideutig fühlen lassen, daß nicht die geringste Neigung für sie mehr in meinem Herzen ist. Vorwärts also; sie wartet!"

Entschlossen schritt er nach dem Zimmer der Operettensängerin hinüber.

5.

Die junge Dame kam ihm schon an der Schwelle entgegen. In dem geschmackvollen Schlafrock, den sie dem mitgebrachten Koffer entnommen, mit den gelösten dunkelblonden Haaren, die ihr in Locken in den Nacken herabfielen, sah sie anmuthig und verführerich genug aus, um das Herz eines unerfahrenen jungen Mannes beim ersten Anblicke zu entflammen. Auch das liebenswürdige Lächeln, das ihre Lippen umschwebte, war darauf berechnet, Eindruck zu machen.

Fritz war indessen bereits zu erfahren, um das Bewußte in dem Wesen Irma's nicht zu erkennen. Die scheinbare Unbefangenheit, mit der sie ihm die mit kostbaren Ringen geschmückte Hand entgegenstreckte, der warme Ton ihrer Begrüßung konnte ihn nicht darüber täuschen, daß er es mit einer schönen, aber desto gefährlicheren Kokette zu thun habe.

„Sie haben mich rufen lassen, mein Fräulein," sagte er kühl. „Hoffentlich ist Ihr Unwohlsein nicht von Bedeutung. Dürfte ich fragen, was Sie eigentlich beunruhigt?"

Sein Ton machte sie betroffen, aber sie war viel zu gewandt, um sich etwas davon merken zu lassen.

„Und wenn mir nun nichts fehlte, als — als eine theilnehmende Seele, würden Sie mir böse sein, daß ich Sie rufen ließ, unter dem Vorwande, Ihren ärztlichen Beistand zu brauchen. Fritz — würden Sie mir darum zürnen?"

Sie versuchte seine Hand zu fassen, aber er zog sie schnell zurück und versetzte kalt:

„Ich fühle wirklich nicht die Kraft in mir, diese theilnehmende Seele zu sein, um so weniger, als ich nicht einmal weiß, ob ich dadurch nicht einen Eingriff in die Rechte eines Dritten begehe."

Sie lachte hell und übermüthig auf, obwohl es etwas gezwungen klang.

„Sie meinen in diejenigen des faden Barons? Sie irren, wenn Sie glauben, ich hätte ihm irgend welche Rechte eingeräumt. Er war mein geduldeter Begleiter — weiter nichts, und für seine Dummheit, mich in der Ueberraschung des Augenblickes für eine Frau v. Born auszugeben, werden Sie mich doch nicht verantwortlich machen wollen. Oder zürnen Sie mir, daß ich überhaupt die Begleitung des Barons annahm? Was können wir armen Künstlerinnen, die des Schutzes treuer Mütter und Tanten entbehren, anderes thun, als uns nach männlichem Schutze umzusehen, wenn wir nicht allein in die Welt hinausreisend wollen? Da sich kein bequemerer Begleiter fand, als der Baron, so ließ ich mir seine Gegenwart bis hierher gefallen, hier gingen unsere Meinungen auseinander und ich habe ihn abgedankt Solche Anbeter, wie er, sind für mich dutzendweise zu haben, glauben Sie nicht?"

„Ohne Zweifel."

Fritz hatte dies mit einem solchen Tone kalter Geringschätzung gesagt, daß der Sängerin das Blut in die Wangen stieg.

„Ha, schon wieder dieser philisterhafte bürgerliche Tugendstolz," stieß sie heftig hervor, „der wie eine eherne Scheidewand zwischen uns getreten ist. Was wollen Sie eigentlich? Ich bin eine Künstlerin und stehe als solche außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, außerhalb ihres Schutzes und ihrer Gesetze. Eine Schauspielerin mag sein wie sie will, es wird doch immer über sie skandalisirt, finden Sie es da nicht natürlich, wenn man sich schließlich an gar nichts mehr bindet, sondern die Freiheit, die man gezwungen genießt, nun auch ausnutzt und die Meinungen der Menschen verachtet?"

„So verachten Sie auch die meinige, und genießen Sie Ihre Freiheit nach Belieben, die Sie dafür entschädigen wird, was Sie in anderer Hinsicht aufgeben."

„O, frei sein müssen ist auch Sklaverei!" rief sie in steigender Bewegung. „Oft eine unerträgliche Sklaverei, die man gern mit der Unterordnung unter einen überlegenen Willen vertauschen würde. Dieser Wille aber müßte uns imponiren, unseren Trotz in Fesseln schlagen — aber wo findet man diesen überlegenen Willen bei jenen Gecken, die uns zu Füßen liegen und thun, als ob sie um einen Blick unserer Augen zu sterben bereit seien. Pah! Die armen Kreaturen, gerade gut genug, daß man ihnen den Fuß auf den Nacken setzt. Manchmal hasse ich das Theaterleben, meine Kunst ekelt mich an, dann lache ich mich wieder selbst aus, und wenn mir das Publikum zujubelt, bin ich stolz wie eine Königin und möchte um Alles in der Welt diese kurzen Freuden nicht missen. Manchmal, wenn ich nach Hause komme, noch den brausenden Beifall in den Ohren, werfe ich mich auf mein Bett und weine zum Herzbrechen. Da kommt eine Todesmüdigkeit über mich, daß ich am liebsten gleich sterben möchte, ich weiß nicht warum. Und sehen Sie, gerade so ist es jetzt wieder — bin ich nicht ein widerspruchsvolles Geschöpf?" Bei den letzten Worten zitterten ihre Lippen, und Thränen, die sie vergebens niederzukämpfen suchte, drängten sich in ihre Augen.

„Diese Zustände sind die Folge einer hochgradigen nervösen Reizbarkeit, die durch Ihren aufreibenden Beruf fortdauernd gesteigert wird," sagte Fritz, unwillkürlich ihre Hand ergreifend, um die Schläge des Pulses zu fühlen. „Sie müssen jährlich wenigstens einige Monate der Erholung widmen."

Sie schaute zu ihm auf und er fühlte einen leichten Druck ihrer Hand.

„Jetzt sprechen Sie als Arzt," nickte sie, „aber alle Aerzte der Welt können mir nichts helfen. Ich halte eben die Muße nicht aus. Ich muß singen, muß Komödie spielen und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Mir fehlt warme Theilnahme, echte wahre Liebe ohne Nebenabsichten, und da ich die bisher nicht gefunden und das Menschenherz doch an etwas hängen muß, so habe ich mich der Kunst in die Arme gestürzt. Sie betäubt mich, berauscht mich und täuscht mich über die Leere meines Inneren hinweg. Aber ach nur kurze Stunden."

„Sie sind erregt ich bitte, beruhigen Sie sich!"

„O, Ihre kalten Beruhigungen!" rief sie wild, seine Hand zurückschleudernd. „Sie haben auch kein Mitgefühl für mich. Niemand hat es. Jeder sieht in mir nur die Operettensängerin. Ich bin es auch, aber es empört mich in tiefster Seele, daß man mich es stets und immer merken läßt. Was kann ich dafür, daß ich nur eine Theaterprinzessin bin, daß meine Eltern herumziehende Komödianten waren und keine Grafen oder Millionäre? Nichts — gar nichts, aber ich muß dafür leiden, wie für eine schwere Sünde, die ich begangen und die mein Leben vergiftet!"

(Fortsetzung folgt.)

Renthier und Luchs.

(Mit Bild auf Seite 129.)

Nicht mit Unrecht hat man das Renthier als die wichtigste aller Hirscharten bezeichnet, denn ganze Völkerschaften, wie z. B. Lappen und Finnen, verdanken den Heerden gezähmter Renthiere geradezu ihre Existenz. Die gezähmten Renthiere verkümmern jedoch mehr und mehr, während das wilde Ren, dessen Typus wir auf der Illustration S. 129 dargestellt finden, ein stattliches Thier von Hirschgröße, mit 1,7 bis 2 Meter Länge (Schwanzlänge 13 Centimeter) und 1,08 Meter Höhe am Widerrist ist, dessen Geweih zwar an Größe und Schönheit dem des Hirsches nachsteht, aber immerhin einen sehr stattlichen Kopfschmuck bildet. Die wilden Renthiere, welche man auf den Alpengebirgen Skandinaviens und Lapplands, in Finnland, im ganzen nördlichen Sibirien, in Grönland, auf Spitzbergen, Island und auf den nördlichsten Gebirgen des amerikanischen Kontinents findet, haben scharfe Sinne und sind ausnehmend scheu und vorsichtig, was für sie um so nöthiger ist, als sie außer dem Menschen auch noch in der Thierwelt viele Feinde besitzen. Besonders gefährlich wird ihnen der Luchs, dieses zur Katzenfamilie gehörige gefährliche Raubthier, dessen Körper bis 1,3 Meter lang wird (Schwanzlänge 15 bis 20 Centimeter), während die Höhe am Widerrist bis 75 Centimeter beträgt. Der ganze Bau des Luchses verräth ebenso viel Stärke als Gewandtheit, und es ist daher erklärlich genug, daß ein solcher Gegner dem verhältnißmäßig ungewandten Renthiere gefährlich wird, wenn es ihm, wie auf unserem Bilde, glückt, aus einem Hinterhalte sich mit einem mächtigen Satze auf das arglose Opfer zu stürzen. Gelingt es dem Renthier freilich, den Luchs mit den Schaufeln seines Geweihes zu packen und ihn entweder zu Boden zu schleudern oder seitwärts gegen einen Felsen oder einen Baum zu pressen, dann muß der Räuber froh sein, wenn es ihm noch möglich ist, das Weite zu suchen. In allen anderen Fällen aber wird der Kampf zu Ungunsten des Renthiers ausgehen, das dann bald unter den Bissen des Gegners verendend am Boden liegt.

Die birmanischen Tänzerinnen.

(Mit Abbildung.)

In Birma, dem neuerdings von den Engländern ganz annektirten großen hinterindischen Reiche, spielen bei allen Festlichkeiten die von berufsmäßigen Tänzerinnen vorgeführten Tänze oder Yein eine große Rolle. Die Tänzerinnen tragen dabei, wie die untenstehende Abbildung zeigt, neben allerlei Schmucksachen eine eigenthümlich geformte Kopfbedeckung, und ihre höchste Kunst scheint darin zu bestehen, daß sie Oberkörper und Arme auf die verschiedensten Arten hin und her bewegen und verdrehen, ähnlich den arabischen Ghawazis der Wüste. Während ein Theil der Mädchen tanzt, sitzen die anderen auf der Erde, und so wechseln beide Abtheilungen mit einander ab. In dem Orchester, das dazu aufspielt, nehmen metallene Becken und Trommeln von verschiedener Größe eine hervorragende Stelle ein; sie sind alle auf verschiedene Töne abgestimmt, kreisförmig zusammengestellt und werden scheinbar ganz bunt durcheinander geschlagen. Daneben findet man eine Art hölzerner Klarinette, an deren Ende ein kupfernes Horn lose befestigt ist; gewöhnlich kommen auch noch ziemlich primitive Guitarren, Harfen und dreisaitige Geigen hinzu. Dies Ensemble bringt für europäische Ohren einen zuerst nur ziemlich mißtönenden Lärm hervor, bis man bei längerem Hören doch eine Art von Melodie unterscheiden lernt, nach welcher sich die Tänzerinnen mit Gewandtheit und Ausdauer bewegen.

Auf der Höhe wider Willen.

(Mit Bild auf Seite 133.)

Vier Dorfkinder, drei Mädchen und ein Knabe, haben mit Hilfe eines Holzbockes und einer Bohle eine Schaukel hergestellt und sich damit eine ganze Weile köstlich unterhalten. Da plötzlich, als die kleine Käthe gerade oben angelangt ist, wird sie von den Uebrigen, die heimlich ein Komplott gegen die Nichtsahnende geschmiedet haben, auf der Höhe wider Willen festgehalten, welchen Moment L. Neustätter, der Maler des hübschen Bildes, das wir auf Seite 133 in Holzschnitt wiedergeben, mit großer Naturwahrheit und erfrischendem Humor dargestellt hat. Ganz besonders gelungen ist der Ausdruck des Schmollens und Zürnens im Gesichte der Kleinen, welche auf einmal die Genossen gegen sich im Bunde sieht. Trotz ihres gerechten Unmuthes wird sie aber schließlich doch wohl gute Miene zum bösen Spiele machen und sich auf's Bitten legen müssen, ehe die Anderen sie wieder von ihrer stolzen Höhe herunterkommen lassen.

Die Cigarettentasche.

Erzählung aus dem Leben eines Arztes.

Von

Benno Braun.

(Nachdruck verboten.)

Vor fünfundzwanzig Jahren war ich noch ein ganz junger Mediciner und lebte im Hause meines Vaters, der die Stellung eines Kreisphysikus in M. bekleidete, als dessen Assistent. Eines Tages rief mich mein Vater in sein Studirzimmer und sagte: „Es wäre mir sehr lieb, mein Junge, wenn Du hier im Orte bliebest und Dich selbstständig machtest. Um aber Praxis zu bekommen, bedarfst Du einer Frau. Da' schreibt mir nun eben mein Jugendfreund, der Baurath Steinhuber in Wien, daß es ihm ein großes Vergnügen sein würde, Dich einmal als Gast in seinem Hause zu sehen. Seine Tochter ist erwachsen — Du erinnerst Dich doch noch Deiner Jugendgespielin, der kleinen Pepi, wie? — Sie hat eine gute Erziehung genossen, bekommt eine beträchtliche Mitgift, und es wäre sowohl mir als dem Baurath lieb, wenn Du an dem Mädchen Gefallen fändest. Also reise nach Wien, besieh Dir Land und Leute einmal, schau Dir die Pepi an und komme, wenn es sein kann, als Verlobter heim."



Birmanische Tänzerinnen.

Dieser Vorschlag kam mir sehr gelegen, da ich lange den Wunsch gehegt hatte, Wien kennen zu lernen. Auch dem Heirathsprojekt war ich nicht abgeneigt, denn die Pepi, des alten Steinhuber einzige Tochter, schwebte mir noch immer als angenehme Jugendbekanntschaft vor. So saß ich denn wenige Tage später in dem Eilzuge, der mich der Kaiserstadt entgegenführen sollte, wohlversehen mit Empfehlungen und einer beträchtlichen Geldsumme, die mir mein Vater in Anbetracht des guten Zweckes mit außergewöhnlicher Freigebigkeit eingehändigt hatte.

Am Abend langte ich in Prag an, wo ich umsteigen mußte und zufälliger Weise ein leeres Coupé bekam, was mir außerordentlich angenehm war. Bereits hatte ich mich auf den Polstern bequem ausgestreckt, da wurde kaum eine Minute vor Abfahrt des Zuges die Thüre heftig aufgerissen, der Schaffner schob eilig eine Dame herein, schlug die Thüre wieder zu und im nächsten Moment brauste der Zug davon.

Ich war aufgesprungen und schaute wohl die junge Dame etwas gar zu verdutzt an, denn sie sagte mit freundlichem Lächeln: „Es thut mir leid, Sie in Ihrer Ruhe gestört zu haben, mein Herr. Bitte, machen Sie keine Umstände, ich möchte nicht, daß Sie um meinetwillen Ihre Nachtruhe einbüßten." Die Stimme klang so süß, so liebenswürdig schalkhaft, ich hätte zehn Nächte gewacht, um dieser silberhellen Stimme zuzuhören, und erklärte das denn auch der jungen Dame unter Hinzufügung einiges anderen Unsinns, den ein junger Mann in solchen Fällen sich verpflichtet hält, vorzubringen.

Meine Unbekannte hatte wirklich das Zeug dazu, einem jungen unerfahrenen Manne den Kopf zu verdrehen — eine schlanke und doch üppige Figur, ein rundes, scharf gezeichnetes Gesicht, etwas brünetten Teint, rothe schwellende Lippen und ein paar Augen wie glühende Kohlen. Dazu sprach sie das Deutsche mit etwas fremdländischem Accent, was mir als eine Vollkommenheit mehr erschien, ich bildete mir ein, daß noch nie ein weiblicher Mund auf so an=



Auf der Höhe wider Willen. Nach einem Gemälde von L. Neustätter. (S. 132)

muthige Weise meine Muttersprache geradebrecht habe, mit einem Worte, die blonde Pepi war ausgelöscht in meinem Herzen, und ich sofort bis über die Ohren in die holde Slavin verliebt. Sie erzählte mir mit kindlicher Offenheit, sie wolle nahe Verwandte in Wien besuchen, leider sei ihre Mutter erkrankt, und sie müsse daher allein reisen. Es gälte der Verlobung ihrer Cousine, die in der S.-Straße 14 wohne.

Natürlich spielte ich den Liebenswürdigen, wir wurden schnell mit einander bekannt, und die nächste Stunde verging mir wie im Paradiese. Meine schöne Reisegefährtin, Maria v. Rokinski nannte sie sich, plauderte so allerliebst, daß ich immer mehr zu der Ueberzeugung kam, das Ideal meiner Wünsche in ihr gefunden zu haben. Um nicht in dem reizenden Beisammensein gestört zu werden, benützte ich die Gelegenheit, als an einer größeren Station der Schaffner zum Wagen hereinschaute, dem Manne schnell einen halben Gulden in die Hand zu drücken, indem ich ihm zuraunte, er möge dafür sorgen, daß wir im Coupé allein blieben.

Die nächste Stunde verging mir wie im Paradiese. Die Sicherheit vor Störungen machte mich kühner, bereits wagte ich es, die Hand meiner schönen Reisegefährtin zu pressen und einen Kuß auf ihre zierlichen Finger zu drücken. Dabei sah sie mich mit einem Blick an, einem unsagbaren Blick, vor welchem der letzte Rest meiner Selbstbeherrschung schmolz, ich gestand ihr mit beredter Zunge meine Liebe und bat um die Gunst, sie im Hause ihrer Verwandten besuchen zu dürfen. In holder Verwirrung senkte sie das Köpfchen, dann schaute sie auf und nickte mir lächelnd zu. Ich befand mich auf dem Gipfel der Seligkeit.

Inzwischen war der Zug unaufhaltsam fortgebraust, die Mitternachtsstunde herangerückt, und wir befanden uns mitten im gesegneten Böhmerland. Meine Reisegefährtin hatte schlaftrunken das Köpfchen an die Rückwand des Sitzes gelehnt und auch bei mir begann sich die Abspannung der Nerven geltend zu machen.

„Es geht doch nicht mit dem Schlafen," sagte Maria plötzlich, sich aufrichtend und die Locken aus der Stirn streichend. „Rauchen Sie nicht, Herr Doktor? Die Herren pflegen sich doch sonst dadurch über die Langeweile einer solchen nächtlichen Fahrt hinwegzuhelfen."

„Rauchen? In Ihrer Gegenwart nimmermehr," protestirte ich.

„O, auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen, ich bin daran gewöhnt, mein Vater, ein alter Soldat, läßt den ganzen Tag die Pfeife nicht aus dem Munde. Ich selbst" — sie stockte und blinzelte mich schelmisch von der Seite an, „ich selbst rauche manchmal eine Cigarette. Bei uns Polinnen ist es allgemein Sitte und unsere Weiblichkeit leidet durchaus nicht darunter. Oder meinen Sie doch, Herr Doktor?"

Natürlich beeilte ich mich, diese Frage zu verneinen. Sie hatte inzwischen ein kleines Etui hervorgezogen und hielt es mir hin. „Darf ich dem Herrn Doktor eine Cigarette anbieten?" und als ich noch immer zögerte, fügte sie lächelnd hinzu: „Ich rauche ebenfalls eine, vorausgesetzt, daß Sie mir versprechen, mich nicht für unweiblich und emanzipirt zu halten."

Natürlich gab ich mich jetzt überwunden und nahm schnell eine Cigarette. Darauf bewunderte ich das Cigarettenetui, das mir als ganz einzig in seiner Art auffiel, und welches, wie mir Maria erzählte, ihr Vater in jüngeren Jahren aus Konstantinopel mitgebracht hatte, als derselbe einige Zeit als Militärattaché der österreichischen Gesandtschaft dort verweilte. Maria selbst wählte sich eine Cigarette und zündete sie lachend an.

Ich saß in stummer Bewunderung da, paffte wie ein Türke, und meine Blicke hingen wie gebannt an meiner Angebeteten. Wie in einen Traum spann mich ihr munteres Geplauder ein, durch die blauen Wölkchen sah ich noch einige Minuten ihren lächelnden Mund, das Leuchten der dunklen Augen, schwerer und schwerer wurden meine Lider, wie ferne Musik schlug nur noch der Klang ihrer Stimme an mein Ohr. Vergebens versuchte ich die Müdigkeit, die so sanft und doch so unwiderstehlich mich überschlich, abzuschütteln, mein Kopf sank auf meine Brust herab, und ein süßer Traum, der mir vorspiegelte, daß die Geliebte bereits mein eigen sei, umfing meine Sinne.

Aus den wonnigsten Träumen rüttelte mich plötzlich eine rauhe Stimme und eine Hand, die mich an der Schulter gefaßt hatte, empor.

„He! Stehen's doch auf, wir sind in Wien!"

„Wie, was, in Wien? Habe ich geschlafen?" stammelte ich auffahrend.

„Nu freilich," lachte der Schaffner. „Tüchtig haben's geschlafen, aber nun steigen's nur aus, wir sind in Wien."

„Aber meine Reisegefährtin, Fräulein v. Rokinski, wo ist sie?" fragte ich, mich besinnend.

„Das Fräulein? I, die ist ja schon in Brünn ausgestiegen, wissen's denn das nit?"

„Ausgestiegen — in Brünn? Unmöglich!" rief ich erstaunt, wurde aber in meinen ferneren Auseinandersetzungen unterbrochen, denn ein junger Mann trat eben, höflich den Hut ziehend, auf mich zu.

„Habe ich vielleicht das Vergnügen, Herrn Doktor Mathes vor mir zu sehen?"

„Allerdings."

„Ich bin Franz Steinhuber, mein Vater hat mich hergesandt, Sie zu bewillkommnen, Herr Doktor."

Ich war äußerst erbost und fassungslos dazu. Der Schaffner entfernte sich und der junge Mensch wich nicht von meiner Seite, ich konnte also keine nähere Auskunft über den Verbleib meiner Schönen erlangen. Nun, auf alle Fälle hatte ich ja die Adresse ihrer Cousine. Ich tröstete mich daher mit der Gewißheit, Maria heute noch oder spätestens morgen wiederzusehen. Ein Räthsel blieb mir nur, daß ich, der ich an Nachtwachen gewohnt war, mich so plötzlich hatte vom Schlaf übermannen lassen.

Doch ich hatte nicht Zeit, darüber nachzugrübeln. Ein Fiaker brachte uns schnell nach der Wohnung des Bauraths Steinhuber, wo ich auf das Zuvorkommendste empfangen wurde. Auch die blonde Pepi, eine anmuthige, hübsche kleine Wienerin, freute sich offenbar herzlich über meine Ankunft, sie hatte sich überraschend entwickelt, schien auch von sanftem, einnehmendem Charakter zu sein, aber mit meiner schönen Polin hielt sie natürlich keinen Vergleich aus.

Nachdem die Begrüßungsfeierlichkeiten vorüber, begab ich mich auf das mir zur Verfügung gestellte Zimmer, um mich umzuziehen. Als ich in die Tasche griff, in welcher meine Kofferschlüssel steckten, vermißte ich mein Portemonnaie. Ich durchsuchte alle meine Taschen, es fand sich nicht. Ich konnte es also nur im Waggon verloren haben, und zwar, als ich dem Schaffner das Trinkgeld zusteckte, denn seitdem hatte ich es nicht wieder gebraucht. Den Gepäckträger und den Fiaker hatte Franz Steinhuber bezahlt. Der Verlust war zwar nicht allzugroß, er betrug nur etwa dreißig Thaler, aber immerhin ärgerlich genug. Unwillkürlich griff ich nach meiner Uhr, sie war fort, sammt der Kette. Ein entsetzlicher Verdacht durchzuckte mich. Mit zitternder Hand fühlte ich nach der Brusttasche meines Rockes, wo ich meine Brieftasche mit den fünfhundert Thalern verwahrte. Auch die Brieftasche war verschwunden mit sammt meiner ganzen Baarschaft.

Einige Minuten stand ich regungslos, wie zur Salzsäule erstarrt. Konnte es denn möglich sein? War ich wirklich beraubt, bestohlen, und von wem? Von ihr, meiner angebeteten Maria? Nein, ihre Augen konnten nicht lügen, meine Eigenliebe lehnte sich gegen den Gedanken auf, daß ich so leichtgläubig einer gewandten Gaunerin zum Opfer gefallen sein solle. Ich mußte Gewißheit haben.

Schnell ergriff ich meinen Hut, lieh mir unter dem Vorgeben, nur noch große Geldscheine zu besitzen, von Franz Steinhuber ein paar Gulden, und fuhr nach der S.-Straße 14, wo der Angabe meiner Reisegefährtin nach die Cousine wohnen sollte. Da erfuhr ich nun freilich, daß ich auf das Schmählichste belogen worden. Ich war förmlich betäubt, Schmerz und Zorn kämpften in mir um den Vorrang; förmlich niedergeschmettert fühlte ich mich durch diese bittere Enttäuschung.

Was sollte ich jetzt thun? Die Polizei in Kenntniß setzen, das ging nicht. Welches Licht mußte es auf mich werfen, wenn Steinhubers erfuhren, wie leicht ich mich durch eine Hochstaplerin hatte bethören lassen, wenn der Schaffner überdies vor Gericht gestand, daß ich ihm ein Trinkgeld gegeben, um mit jener Diebin allein zu sein, ich, ein junger Arzt, noch dazu auf der Brautschau! Nein, das ging nicht. In tiefer Verzweiflung schrieb ich einen Expreßbrief an meinen Vater, bat ihn, mir umgehend noch ein paar hundert Thaler zu schicken, und mir die Erklärung, weshalb, bis zu meiner Rückkehr zu ersparen.

Eine geheime Wuth über den Streich, der mir gespielt worden, noch verschärft durch die Beschämung über meine Thorheit und meinen Leichtsinn, nagte an meinem Innern, ein Rachedurst, der mich wünschen ließ, der Diebin noch einmal zu begegnen, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Es war mir ja jetzt Alles klar, auch die Ursache meines tiefen Schlafes. Die Cigaretten, welche mir die schöne Gaunerin angeboten, waren mit einem betäubenden Stoff, wahrscheinlich Opium, getränkt gewesen, und in der daraus hervorgehenden Bewußtlosigkeit hatte mich meine Reisegefährtin ausgeplündert und dann ruhig das Coupé verlassen.

Das nöthige Geld von meinem Vater lief nach einigen Tagen ein, aber meine freudige Gemüthsstimmung, mit der ich die Reise angetreten, fand sich nicht wieder. Am meisten war die blonde Pepi über diesen Gemüthsstand betrübt. Mir gefiel das liebe Mädchen wirklich mit jedem Tage besser, schon weil sie das gerade Gegentheil von jener Maria war, aber mein Benehmen konnte unmöglich dazu dienen, Vertrauen bei ihr zu erwecken. Trotzdem hätte sich vielleicht noch Alles aufgeklärt, meine Aufregung sich gelegt und ich wäre schließlich doch noch als Pepi's Verlobter heimgekehrt, wenn nicht das Schicksal in Gestalt Maria's v. Rokinski plötzlich abermals dazwischen getreten wäre.

Eines Abends nämlich waren wir in die Oper gegangen, um die „Zauberflöte" zu hören. Die unsterblichen Melodien Meister Mozart's verscheuchten meinen Mißmuth, ich wurde heiter, machte der kleinen Pepi angelegentlich den Hof und löschte bei der Familie Steinhuber durch meine Liebenswürdigkeit mit einem Schlage die wenig schmeichelhafte Meinung aus, welche die guten Leute von mir gefaßt hatten. Alles war Liebe und Freude — mein Avancement zum Schwiegersohn so gut als gewiß. Da fällt mein Blick zufällig in eine Loge des zweiten Ranges und ich erblickte die freche Spitzbübin, Maria v. Rokinski, die, an der Seite eines elegant gekleideten Herrn sitzend, mit unverkennbarem Behagen der berühmten Baßarie lauscht.

„Sie ist es!" stieß ich halblaut hervor. In demselben Moment wurde Maria auf mich aufmerksam, ich sah, wie sie ihrem Begleiter einige

Worte zuflüsterte und sich anschickte, die Loge zu verlassen.

Ein grimmiger Laut der Rache entfloh meinen Lippen, sie wollte mir entschlüpfen, die Elende! Das durfte nicht sein. Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung gegen den Baurath und Pepi, die mein auffallendes Gebahren mit Staunen und Entrüstung beobachtet hatten, und stürzte blindlings aus der Loge, den Korridor entlang nach dem Vestibül, um die Gaunerin abzufangen.

Sie war schneller gewesen, als ich vermuthete. Gerade als ich unten ankam, stieg sie mit ihrem Begleiter in einen der zahlreich vor dem Portale haltenden Fiaker, der schnell davonfuhr. Ohne mich zu bedenken, warf ich mich in den nächsten Wagen, rief dem Kutscher zu: „Doppeltes Fahrgeld, wenn Sie jenen Fiaker nicht aus dem Auge verlieren," und davon rasselten wir, den Flüchtigen nach.

Die Fahrt ging durch eine Menge mir gänzlich unbekannter Straßen. Es war eine ziemlich kalte Herbstnacht, ich fröstelte in meinem leichten Gesellschaftsanzuge, denn meinen Paletot und Hut mitzunehmen, daran hatte ich in der Eile nicht denken können. Plötzlich hielt mein Fiaker. Ein Blick aus dem Fenster belehrte mich, daß wir uns vor einem der elegantesten Hotels befanden, und da, zwanzig Schritte von mir entfernt, stieg eben die schöne Maria mit ihrem Begleiter aus dem Wagen. Ich riß die Thüre auf und stürzte wie ein Tiger auf die Ahnungslosen zu. Jetzt konnten sie mir nicht mehr entgehen, vor der Eingangsthüre des Hotels stand ein Polizist.

„Kommen Sie, Schutzmann!" rief ich laut, „verhaften Sie dieses Frauenzimmer, sie hat mich beraubt." Damit deutete ich auf die Polin, die eben in das Hotel eintreten wollte.

Die Gaunerin wechselte einen Moment die Farbe. Dann klammerte sie sich ängstlich an ihren Begleiter, stieß einen Ruf des Schreckens aus und sagte, auf mich deutend: „Schütze mich vor diesem Unsinnigen, Arthur! Es ist derselbe, der mich gestern schon verfolgte, als ich nach dem Bazar ging!"

Der Polizist war näher getreten und musterte zweifelnd bald mich, bald meine Gegner.

„Ich fordere Sie auf, Wachtmeister, uns von diesem offenbar verrückten Menschen zu befreien, der es wagt, meine Frau öffentlich zu beschimpfen," sagte der Begleiter Maria's mit so unverschämter Ruhe, daß mir das Blut in den Adern zu kochen anfing. Bereits begann sich ein Haufe Neugieriger um uns zu sammeln, was meine Verwirrung und Aufregung noch steigerte.

„Ein Verrückter — ich?" stieß ich hervor. „Und dieser Herr der Gatte jener Gaunerin? Es ist ja Alles Lüge, Polizist, lassen Sie sich nicht betrügen, ich —"

„Es thut mir leid," unterbrach mich der Mann des Gesetzes, „die Herrschaften müssen mir alle Drei zur Wache folgen, ich kann nicht entscheiden, wer hier Recht hat."

„Arthur, wie entsetzlich!" hauchte Maria, einen Anfall von Ohnmacht fingirend.

„Wachtmeister, ich mache Sie für Ihren Mißgriff verantwortlich!" rief mein Gegner mit hochmüthiger Miene. „Hier meine Karte, ich glaube, daß es nicht gesetzlich erlaubt ist, einen Edelmann und seine Gattin auf die Anschuldigung des ersten besten hirnverrückten Narren zu arretiren. Lassen Sie mich passiren, die Dame bedarf der Hilfe."

Der Wachtmeister nahm die Karte, las halblaut: „Baron Arthur v. Marowitsch, Hauptmann a. D.", und griff dann grüßend an die Mütze.

„Der Herr Baron logirt im ersten Stock," bemerkte der Portier des Hotels, der herangetreten war.

„Sie erlauben, daß ich mich in Rücksicht auf den Zustand meiner Gemahlin auf meine Zimmer begebe," fuhr der angebliche Baron mit so unverschämter Kaltblütigkeit fort, daß ich wie gelähmt und sprachlos dastand. „Der Mann hier ist offenbar irrsinnig. Ich rathe Ihnen, Wachtmeister, ihn sofort in Gewahrsam zu nehmen. Brauchen Sie mein Zeugniß, so senden Sie zu mir, ich stehe jederzeit zu Diensten."

„Unverschämter Schuft!" brüllte ich, den Rest meiner Besinnung verlierend, während der Baron mit Maria in das Hotel eintrat, und ich nur durch den Polizisten abgehalten wurde, mich auf die Gauner zu stürzen. Was jetzt geschah, ist mir selbst nicht mehr recht klar. Ich erinnere mich nur noch dunkel, daß ich den Polizisten einen Esel nannte, daß ich beim Kragen gefaßt und unter Begleitung einer johlenden Menge nach dem Polizeigewahrsam geschleppt wurde, wo ich mich kurz darauf in einer Isolirzelle befand, da man allmählig wirklich glaubte, in mir einen Irrsinnigen vor sich zu haben.

Ich verbrachte nicht gerade eine heitere Nacht. Am anderen Morgen löste sich nun zwar das Mißverständniß auf, denn auf die Benachrichtigung der Polizei kam der Baurath in eigener Person, um mich aus der Haft zu befreien, aber damit war auch meine Reise-Abenteuer verrathen, ich wurde überdies wegen Beleidigung eines Beamten in Geldstrafe genommen, und der Wiener Aufenthalt war mir dadurch total verleidet. So reiste ich denn wenige Tage später nach Hause ab. Mit der kleinen Pepi war's aus — meine Brautfahrt, mit Leichtsinn begonnen, hatte mit Schmach geendet.

Das saubere Gaunerpaar hatte in der Nacht eiligst das Weite gesucht und seine Spur wurde nicht mehr gefunden. Aus den Nachforschungen der Polizei ergab sich, daß man es mit einem äußerst gefährlichen Hochstaplerpaar zu thun hatte, das unter oft wechselnden Namen bald hier, bald dort auftauchte und seine Betrügereien verübte. Jener angebliche Baron war ein wegen schlechter Streiche aus der österreichischen Armee ausgestoßener Lieutenant, Maria v. Rokinski die entlaufene Tochter eines verarmten ungarischen Adeligen.

Zehn Jahre waren seit meiner Reise nach Wien verflossen, und ich gedachte derselben nur noch manchmal als eines tragi-komischen Jugendabenteuers. Hatte ich doch längst in einem berühmten Badeorte eine gute Stellung gefunden und mir eine Familie gegründet. Da veranlaßte mich die schwere Erkrankung meines hochbetagten Vaters, nach meinem Geburtsort zu reisen. Ich kam gerade rechtzeitig an, um meinem Vater die Augen zuzudrücken, und kehrte, nachdem ich den theuren Todten zur letzten Ruhestätte geleitet, unverzüglich zu meiner Familie zurück. Direkte Bahnverbindung zwischen unserem Badeort und M. bestand damals noch nicht, man mußte sieben Meilen davon entfernt auf der Station J. den Zug verlassen und von da aus die Post benutzen. Das war der gebräuchliche Weg, mir jedoch im Januar bei fünfzehn Grad Kälte zu beschwerlich, und ich fuhr deshalb lieber einige Stationen weiter bis Z., ein Dorf, von welchem aus ich nur noch drei Meilen bis zu meinem Wohnorte zu fahren hatte, mir dafür aber auch Privatfuhrwerk besorgen mußte. Als ich in das kleine Stationsgebäude eintrat, kam mir der Wirth eiligst entgegen.

„Das trifft sich gut, Herr Doktor, wir wollten schon nach Ihnen schicken!" rief er erfreut und erzählte dann, es sei gestern aus dem Personenzuge eine Fremde ausgestiegen, die so krank und schwach gewesen, daß sie nicht weiter gekonnt habe. „Und nun liegt sie oben in einem Zimmer, Herr Doktor," so schloß er seine Erzählung, „und sieht so jämmerlich aus, sie macht es gewiß nicht mehr lange."

Natürlich erklärte ich mich sofort bereit, nach der Kranken zu sehen. Es war eine Frau von etwa dreißig Jahren, bleich und völlig abgezehrt. Das eingefallene Gesicht mußte einst schön gewesen sein, das erkannte man noch trotz der Verwüstungen, welche Leidenschaften und Schmerzen darin angerichtet. Als sie die dunklen, tief in den Höhlen liegenden Augen, deren düsteres Feuer seltsam mit ihrer körperlichen Schwäche kontrastirte, auf mich richtete, stieg eine dunkle Erinnerung in mir auf, über welche ich mir jedoch nicht völlig klar werden konnte. Wo hatte das Leuchten dieser Augen schon auf mich gewirkt?

Es war übrigens nicht Zeit, darüber nachzugrübeln, denn der Zustand der Patientin nahm meine unausgesetzte Sorgfalt in Anspruch. Leider war meine Kunst hier von wenig Nutzen, denn die Frau lag in den letzten Stadien der Schwindsucht, war aber bei voller Besinnung, obgleich kaum im Stande zu sprechen. Ich mußte indessen den Versuch machen, etwas über ihre Familie zu erfahren, um dieselbe nöthigenfalls benachrichtigen zu können.

„Ich habe keine Angehörigen," versetzte sie mühsam. „Niemand — niemand, bin ganz allein." Ein Hustenanfall schnitt ihre Worte ab. „Geben Sie mir das Flacon," keuchte sie, „dort — in der Tasche!"

Ich eilte zum Tisch, auf welchem ein kleines Reisetäschchen stand und öffnete es. Der Inhalt sagte mir deutlich, mit wem ich es zu thun hatte. Lockenwickeln, Schminke, eine falsche Haartour, einige höchst dürftige Wäschestücke fielen in buntem Durcheinander heraus, ich griff tiefer hinein und meine Hand faßte einen glatten Gegenstand, den ich, im Glauben, es sei das begehrte Flacon, hervorzog. Mein Erstaunen aber war nicht gering, als ich bei näherem Zusehen fand, daß es ein Cigarettenetui war, und zwar ein Etui, wie ich es nur einmal im Leben gesehen. Eine Täuschung war nicht möglich; der rauchende Pascha, die Sklavin, die Sprüche aus dem Koran mit der Guirlande von Blumenarabesken und tanzenden Odalisken — es war jenes Etui, das mir einst Maria v. Rokinski im Eisenbahncoupé dargereicht. Jetzt wußte ich auch, weshalb ihre dunklen Augen einen so merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht hatten.

Doch ich war kein stürmischer Jüngling mehr, wie damals. Ruhig legte ich das Etui auf den Tisch, nahm das Flacon, das ich gleich darauf fand, und gab es der Kranken, deren Hustenanfall sich inzwischen gelegt und völliger Erschöpfung Platz gemacht hatte. Als die Kranke sich etwas erholt hatte, ergriff ich ihre Hand und sagte, die ruhige, vertrauenerweckende ärztliche Haltung bewahrend: „Ich kenne Sie, Sie sind Maria v. Rokinski. Wenigstens nannten Sie sich einst so vor zehn Jahren auf einer Reise zwischen Prag und Wien, als Sie mit einem jungen Arzte allein in einem Coupé zweiter Klasse fuhren."

Die Kranke zuckte heftig zusammen und ein Ausdruck von Schreck glitt über ihre Züge.

„Beruhigen Sie sich," fuhr ich fort. „Ich bin nicht gekommen, Sie anzuklagen und zu verfolgen, sondern, wie es meine Pflicht als Arzt gebietet, Ihnen zu helfen."

„Helfen?" stieß sie hervor. „Das kann Keiner mehr, aber ich will nicht im Gefängniß sterben, will nicht!" Dann richtete sie ihre Augen forschend auf mich. „Und Sie sind jener Arzt, der mich damals heirathen wollte?" Dabei lachte sie grell auf, ein Lachen, das mich unsäglich widrig berührte. „Ja, das haben Viele gewollt — jetzt ist das vorbei, Keiner mag mich mehr. So lange ich jung und schön war, da beteten mich Alle an, ich hatte Geld

in Fülle und es war ein lustiges Leben, jetzt —" Sie schauderte zusammen. „Schmach und Krankheit — das ist das Ende vom Liede."

Sie schauderte wieder zusammen, ihr Puls jagte so heftig, daß ich das Schlimmste befürchtete. Ich suchte sie zu beruhigen.

„Aber wie haben Sie mich wieder erkannt?" fragte sie nach einer Weile. Ich nahm das Cigarettenetui und reichte es ihr dar. Sie ergriff es, sah mich an und nickte.

„Da, nehmen Sie es als Andenken," sagte sie mit zitternder Stimme. „Es ist ja doch Alles vorbei und ich will nicht, daß das Etui in die Finger der Polizei fällt, es ist mein einziges Besitzthum, an dem kein Unrecht haftet."

Ich mußte ihr den Willen thun. Eben hatte ich das Etui zu mir gesteckt, als schwere Tritte auf der Treppe ertönten und die Thüre geöffnet wurde. Im Zwielicht des Winternachmittags erkannte ich, daß der Eintretende eine hohe Gestalt in blauer Uniform war. Vergebens streckte ich abwehrend meine Hand aus, der Beamte war schon im Zimmer und die Kranke hatte ihn bemerkt. Mit weitgeöffneten, stieren Augen fuhr sie im Bett empor, ein heiserer Laut des Entsetzens rang sich aus ihrer Brust hervor und die zitternde Hand deutete auf den Kriminalbeamten, der unwillkürlich mitten im Zimmer stehen geblieben war.

„Da ist er doch!" keuchte Maria, das Gesicht verzerrt von wilder Angst. „Er will mich in's Gefängniß schleppen, ich weiß es, aber ich will nicht im Gefängniß sterben, ich —" Sie sank zurück, ein Blutstrom rann über ihre Lippen, ein kurzer, entsetzlicher Todeskampf — und Alles war vorüber.

Nachdem ich dem Amte die vorschriftsmäßige Anzeige gemacht, kehrte ich tief erschüttert von dem Erlebten heim. Das Etui nahm ich mit als Erinnerung an einen tollen Jugendstreich und an eine traurige Geschichte von menschlicher Verirrung und Elend, und habe es seither als Reliquie sorgfältig aufbewahrt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Kontraste. — Als im Jahre 1812 ein Theil von Napoleon's großer Armee auf dem Zuge nach Rußland durch Dresden kam, wurde bei dem Maler Gerhard v. Kügelgen ein französischer General mit mehreren Adjutanten einquartiert. Kügelgen hatte in seinem geräumigen Familienzimmer seine berühmte Kopie der sixtinischen Madonna aufgestellt, und der General, ein roher, ganz materialistisch gesinnter Mensch, äußerte zu seinen Adjutanten, er wünsche sich eine Köchin, welche an Gesicht und Gestalt dieser Madonna gleiche. Kügelgen hielt sein Bild für entweiht und konnte es nie mehr mit der früheren Liebe betrachten. Da kamen ein halbes Jahr später die Kosaken auf der Verfolgung der Franzosen nach Dresden; einer der armen Burschen, der als Ordonnanz das Zimmer betrat, hatte kaum das Bild erblickt, als er sich bekreuzend auf die Kniee fiel und sein Gebet verrichtete. Im Laufe der nächsten zwei Tage hatten mehr denn 100 Kosaken um die Erlaubniß gebeten, das Bild zu sehen, hatten in heiliger Andacht vor dem Bilde kniend die Stube des Malers zu einer Stätte des Gebets geweiht und den Mann wieder mit seinem Bilde ausgesöhnt. [Br.]

Kaufmännische Blumensprache im Marktberichte. — Der Kaffee war matt, der Zucker flau, der Thee wurde gefragt, der Reis stockte, Gerste blieb oben, Hopfen sank, Tabak ging bedeutend in die Höhe, Guano fand Markt, Rohstoffe wichen gar nicht, in Rauchwerk ging viel um, Oel stand fest, Thran erlitt Schwankung, Theer gewann Haltung, in Berlinerblau herrschte auffallende Stille, Juchten blieben fest, Getreide hielt an sich, Wolle zog viele Liebhaber, Seide ging zurück, Pferde blieben zweifelhaft, in Schweinen war viel Lust, in Häuten war Leben, in Leinen und Bettfedern wurde viel gemacht, mit Samen ging es lebhaft, in Droguen war viel Absatz, in Hanf war zu viel Vorrath, in feinen Stoffen wurde Manches abgeschlossen, in Lumpen war große Bewegung, von Spirituosen war nichts am Platze, Ochsen hielten sich und hatten Nachfrage, Stockfische behaupteten sich und gewannen Vertrauen u. s. w. [R.]

Humoristisches.



Triftige Entschuldigung.

Dienstmädchen: Sie möchten doch so gut sein, Frau Registrator, und meiner Madame den Regenschirm schicken, den sie Ihnen vor sechs Wochen geliehen hat.

Registratorin: Hier, liebes Kind! Ich hätte ihn schon früher geschickt, aber es hat ja fortwährend geregnet.

Unverzeihliches Vergehen.

Dienstthuender Jagdjunker: Darf ich fragen, warum der Baron Treffurt, der doch ein so ausgezeichneter Jäger und Schütze ist, von der heutigen Hofjagd ausgeschlossen worden ist?

Hofjägermeister: Weil er das letzte Mal die unbegreifliche Taktlosigkeit begangen hat, eine Ente mehr zu schießen als Seine Durchlaucht.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 16:
Niemand trägt so schwer, daß er nicht Trost finden könnte.

Buchstaben-Räthsel.

Ich diene Männern, Kindern, Frauen,
Bald fein und zierlich anzuschauen,
Bald nur auf Nützlichkeit bedacht,
Aus grobem Material gemacht.
Man findet mich fast überall,
Im Prunkgemach und Arbeitssaal,
In Schulen und im Marktgewimmel,
Beim Hochzeitsfest, im Kriegsgetümmel.
Nimmst Du das erste Zeichen mir,
Bin höchlichst ich willkommen Dir
Beim Scheingefecht von Red' und Spiel!
Ich führe glücklich Dich an's Ziel,
Denn dring' ich auf den Gegner ein,
Räumt er das Feld — der Sieg ist Dein.
Und nimmst Du noch ein Zeichen mir,
Bin ich ein Theil von Mensch und Thier.
Auch Du kannst ohne mich nicht sein —
Ja, Schiffe selbst bedürfen mein.

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 18.

Auflösungen von Nr. 16: des Räthsels: Dachs, Dach, Ach! des Arithmogriphs: Aprikose, Paprika, Riese, Irokese, Kaiser, Osiris, Speer, Erk.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.